

TAUSCH

TEXTANALYSE
IN UNIVERSITÄT
UND SCHULE

PETER LANG

Alexander Schwarz, Catalina Schiltknecht &
Barbara Wahlen (Hrsg.)

Körper – Kultur – Kommunikation
Corps – Culture – Communication

ALEXANDER SCHWARZ (LAUSANNE)

Körper – Kultur – Kommunikation: Einleitende Gedanken zur Behandlung eines wunden Punktes in den Geisteswissenschaften

Unsere Körper mit ihren Falten und Furchen, ihren Vertiefungen und Formen sind Gedächtnisse, einzigartige Skulpturen der Zeit, das Ergebnis ihrer Formung. Deren Komplexität ist so einzigartig und gezahnt, daß sie eine Marke bildet. Dies Symbol bringt uns einander nahe, vielfache Zapfenlöcher und Zapfen, es vereint uns und wirft uns aneinander. Dies Dritte verschwindet, wenn zwei nur noch eins sind. Hat man sich wiedergefunden, wirft man die Marke fort. Auch der gelungene Dialog ist dieser ausgeschlossene Dritte. Wenn zwei eins sind, dann sind drei gleich Null. Seltsame Arithmetik der Liebe. Das Symbol verlöscht angesichts seiner Funktion – das wußten wir schon.
(Michel Serres, 1987)

Bodies [...] matter
(Judith Butler 1993)

1. Zum Thema des Bandes

1.1 Generell

Mit seinem Körper versucht der Mensch, Gemeinsamkeit mit anderen Menschen und ihren Körpern herzustellen (Kommunikation) und zu sichern (Kultur). Gleichzeitig sind der Körper und seine Eigenschaften, wie etwa das Geschlecht, so, wie sie wahrgenommen werden, und das heisst, so, wie sie sind, untrennbar von Kommuni-

kation in Kultur. Beides steht nicht in harmonischer Wechselwirkung, sondern in einem problematischen, ja ‚skandalösen‘ Konflikt, den die aus vielen Forschungskulturen, Sprachen und Disziplinen stammenden Beiträge dieses Bandes einerseits historisch dokumentieren und andererseits theoretisch weiter denken wollen.

Judith Butler hat in den Tagen, da diese Zeilen entstehen, in einem Vortrag an der Universität Lausanne ihre Thesen mit dem Blick auf ein Neugeborenes veranschaulicht. Er steht nicht nur immer in einem Kontext – dem z. B. des Krankenhauses –, sondern auch in einem Text- und Kommunikationszusammenhang, in den die Eltern, die Krankenschwestern, die Hebamme etc. (man sehe mir meine Unerfahrenheit in diesen Dingen nach) nicht nur gehören, sondern mit ihren Worten und Gesten auch eingreifen. Und wenn sich jetzt der Blick in diesem *frame* und in diesem *script* ereignet, so ist er – zumindest analytisch – ein doppelter. Er erfasst zugleich und wohl auch gleichzeitig das biologische wie das kulturelle Geschlecht des Kindes (und weitere gleichzeitig biologische und kulturelle Merkmale). Die Frage, was dem anderen vorausgeht (Butler wurde bekanntlich der Vorwurf des Konstruktivismus gemacht, *gender* den (chrono-)logischen Vorzug vor *sex* zu geben), lässt sich nicht entscheiden: ohne Baby kein Blick, aber ebenso ohne Kommunikation (nicht nur 9 Monate zuvor) und deren kulturellen Rahmen, der die geäußerten oder innerlich gelassenen Einstellungen und Erwartungen des Paares sowie von Verwandten, Freunden, Arbeitgebern und -kollegen, Pfarrern usw. prägt, kein Baby (vgl. Butler 1997, bes. 318, Schumacher 2002, 390). In der Literatur und den Künsten ist es ohnehin klar, dass Körper erst durch Kommunikation in einem kulturellen Rahmen (oder als dessen avantgardistische Sprengung) entstehen, doch auch pragmatische Texte können (z. B. als Textsorten) den Blick auf Neugeborene, auf Erwachsene und Tote ebenso gut vor- wie nachbereiten oder begleiten.

Die Frage, was davon ‚der Fall‘ ist und was der Blick der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler erschafft, wie (sehr) sie die drei Bereiche zusammen sehen oder analytisch trennen und (chrono-)logisch hierarchisieren, wird die Lektüre der einzelnen Beiträge leiten können. Als heuristische Werkzeuge lassen sie, anders als das

Neugeborene, die (weitgehende) Ausblendung der jeweils anderen beiden Blicke zu.

Der *Körper* ist jedenfalls *l'objet du désir* dieses Bandes, und als solches in einem Spannungsverhältnis von Materialität und Immaterialität – oder, mit Gumbrecht, von Präsenz und Repräsentation oder Sinn, und damit, gerade bei ihm, auch von Präsenz- und Sinnkultur verortet und zugleich wie der Gral vielleicht nur naiv und unbeabsichtigt und folglich niemals im Zuge und als Frucht wissenschaftlicher Anstrengungen zu finden. Es sei hier trotzdem exemplarisch auf das Programm von Angelika Linke verwiesen, die Face-to-face-Kommunikation und Augenkontakt als etwas, das die Linguistik erst seit den 70er-Jahren als Gegenstand entdeckt, zum Ausgangspunkt der sprachgeschichtlichen Konzeptualisierung zu nehmen und sofort auch auf den Dritten zu schießen, auf dessen Suche uns nur schon das Pronominalsystem schickt (Linke 2007).

Kultur, in unserer Zeit der *cultural studies* als Nachfolger, Gegenspieler oder Transformationen der Philologien und der „Geistes“-wissenschaften (oder hier passender der *humanities*) überhaupt, als deren Gegenstand bereits Jürgen Mittelstrass die „kulturelle Form der Welt“ (1989, 31) beschrieben hat, natürlich auch mit allen Ambiguitäten im Henne-und-Ei-Verhältnis, nicht mehr ernsthaft definierbar, erschien hier schon im Zusammenhang mit Gumbrecht als Opposition zweier (oder mehrerer) Kulturen. Dem Gumbrechtschen Konzept einer „Präsenzkultur“ tritt Fischer-Lichtes Beobachtung oder wenigstens Forderung einer performativen „Kultur der Inszenierung“ als Ergänzung der referentiellen Darstellungskultur zur Seite (2002, 291, 279). 2013 hat der Systemtheoretiker Dirk Baecker die dreifache Verdoppelung – Kultur als symbolische Verdoppelung der Natur; eine fremde Kultur als notwendig konstruierte Folie des Blickes auf die eigene oder auf das als Kultur benannte Eigene; zwei (oder mehr) Kulturen innerhalb des Eigenen, wie bei Gumbrecht und Fischer-Lichte – beschrieben und ihre Konsequenz in einer mehr oder weniger ernst gemeinten Warnung auf den Punkt gebracht, dass die Geister der strukturalistischen Definitionen durch Opposition

mit solchen immer neuen Hyperoppositionen nur immer kräftiger und unüberwindbarer werden:

Und verheerende Folgen hat der Kulturbegriff, weil seine Geste des Interessantfindens, auch sie nicht offen, sondern getarnt, das Kunstwerk, den Glaubensakt, die philosophische Lebenseinstellung, den Genuss, die Scham und die Neugier nicht als das nehmen, was sie im jeweiligen Gebrauch sind, sondern als Zeichen für eine Bedeutung, die man nur entdeckt, wenn man sie mit anderen, ähnlichen oder unähnlichen Praktiken vergleicht (Baecker 2013, 194).

Kommunikation: Dass Sprache und andere Systeme der Kommunikation dienen, war bis vor Chomsky eine Tautologie; bei ihm eine Trivialität, die von den wirklich interessanten Fragen nur ablenken könne; heute erscheint sie als die *show side* der Sprache, auf der freilich keine statischen Bilder erscheinen, sondern dynamische (Audio-)Videos, was wohl immer noch ihre Theoretisierung behindert. Die Auseinandersetzung mit kommunikativen Praktiken steht aber vor jeglichem analytischen Zugriff auf einen Inhalt (vgl. die Definition des Textes als der Gestalt, in der uns Sprache begegnet, als dem „sprachlichen Primärzeichen“ (Hartmann 1968, 221)). Sie müssen bekannt sein, damit wir interpretativ weiter gehen und z. B. Theorien und Ethnomethodologien rekonstruieren können. Roland Burkart sieht Kommunikation durch ‚Medium‘ definiert, „die materielle ‚Hülse‘ für die zunächst (sic!) immateriellen Bedeutungsinhalte“ (Burkart 2002,35). Wird menschliche Kommunikation wenige Seiten später als „symbolisch vermittelte“ charakterisiert (46), so wird die Hülse selbst auch wieder immaterialisiert – die Rede vom „Gebrauch der verschiedenen Vermittlungsinstanzen“ (ibid.) verschleiert die Zusammenhänge mehr als dass sie sie klären würde. Michel Serres vermittelt seine umfassende Kommunikationstheorie zwar selbst symbolisch, indem er sie anhand von Mythen wie denen von Hermes oder Tartuffe einführt, doch der ausgeschlossene Dritte, der die Kommunikation zwischen dem Ersten und dem Zweiten (also z. B. Sprecher und Hörer) ermöglicht und verhindert und dergestalt symbolisiert, ist in seiner Materialität oder Immaterialität nicht festgelegt. Können auch Medien mit ihrem seit Shannon und Weaver berühmten Rauschen solche Dritte sein,

ihren Namen „Parasit“ haben sie doch von einer Reihe pflanzlicher und tierischer Lebewesen, deren metaphorische Wucherungen genau ihrem Lebensprinzip in der Welt der Bildspender entsprechen (Serres 1987).

Ist Kommunikation nur sprachlich vermittelte? Wirth (2002, 35) wendet sich nach Sprache und Literatur auch dem Theater und dem Ritual zu, die sich nicht an ein ‚Du‘ richteten, sondern an die Gesellschaft (vgl. das oben zu Linke Gesagte). Kunsthistoriker, wie Hans Belting, haben dem *linguistic turn* der Kulturwissenschaften einen *iconic turn* entgegengesetzt, um die Differenz von Text und Bild herauszustreichen (Belting 2005, Wirth 2007, 95, mit weiteren (Literatur-)Angaben). Wichtiger als ihre Schlussfolgerung ist mir ihre Argumentation, auf deren „Merkwürdigkeit“ schon Wirth hingewiesen hat: Bilder wirkten nicht wie Worte nur symbolisch, sondern „bereits aus eigener Kraft“ (Belting, 8). Die „ikonische Differenz“ ist folglich „gar nicht ikonisch, sie ist indexikalisch“ (Wirth 2007, 96). Die pragmatische und „leibliche“ Linguistik (Linke 2007, 117; Weinrich 1988) geht bemerkenswerterweise denselben Weg hin zum Indexikalischen, in dem sich Zeigegestus und metonymischer Kausalzusammenhang treffen. Der Überschuss des Signifikanten gegenüber seiner Interpretation als bloße Rückseite des Signifikats, auf den schon Julia Kristeva mit ihrer Unterscheidung des Symbolischen und des Semiotischen hingewiesen hat (Kristeva 1999, 58), scheint mir genau der sogenannten ikonischen Differenz zu entsprechen. Marcel Finke, der das Performative an Bildern, aber sicher über sie hinaus, als „Vermittlung zwischen Materialität und Bedeutung“ (Finke 2008, 57) fasst, rückt damit nicht nur dieses Verhältnis des Signifikanten zu sich selbst (Materialität) wie zum Signifikat (Bedeutung) noch einmal in den Fokus, er will auch den symbolischen Bildgehalt nicht negieren, womit er letztlich die drei Peirceschen Zeichenkategorien für die mediale Unterscheidung von Sprache und Bild unbrauchbar macht.